

Leseprobe aus:

Natasha Solomons

Als die Liebe zu Elise kam



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



Natasha Solomons wurde 1980 geboren. Mit neun Jahren hatte sie ihren ersten Job: Sie hütete als Schäferin die Herde von Bulbarrow Hill. Mittlerweile arbeitet sie gemeinsam mit ihrem Mann als Drehbuchautorin und promoviert außerdem über Lyrik des 18. Jahrhunderts. Zum Schreiben zieht sie sich in ein bemaltes Sommerhaus neben einer Apfelplantage zurück, wo ihre nächsten Nachbarn ein Paar neugierige Fasane sind. Der Roman «Als die Liebe zu Elise kam» war in England ein Bestseller und wurde in zahlreiche Länder verkauft. Im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschien bereits ihr Debüt «Wie Mr. Rosenblum in England sein Glück fand» (rororo 25375).

«Zutiefst anrührend und herrlich romantisch.»
Saturday Times

«Zeitgeschichte trifft auf Romanze – eine wunderbare Atmosphäre hat dieser kluge Roman.»
Für Sie

Mehr zur Autorin unter:
www.natashasolomons.com

NATASHA
SOLOMONS

*Als die Liebe
zu Elise kam*

ROMAN

Aus dem Englischen
von Martin Ruben Becker

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel «The Novel in the Viola»
bei Hodder and Stoughton Ltd., London.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, August 2013
Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«The Novel in the Viola» Copyright © 2011 by Natasha Solomons
«Concerto in D Minor» composed by Jeff Rona
Copyright © 2011 by Silkscreen Music
Used with permission of Silkscreen Music.
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt
(Umschlagabbildung: Ruth Botzenhardt)
Satz Berthold Caslon PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25376 8

Für Mr. S

Bitte gehen Sie achtsam mit der Kirche und den Häusern um. Wir haben unsere Häuser, in denen viele von uns seit Generationen wohnen, verlassen, um den Krieg gewinnen und unsere Freiheit bewahren zu können. Eines Tages werden wir zurückkehren und Ihnen dafür danken, dass Sie unser Dorf schonend behandelt haben.

Eine Notiz, die abreisende Dorfbewohner am Heiligen Abend, Weihnachten 1941, an die Tür der Kirche von Tyneford hefteten.

Erstes Kapitel

Allgemeine Betrachtungen über Vierbeiner

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich Tyneford House vor mir. Ich liege im Bett und sehe die Fassade aus Purbeckstein im Schein der späten Nachmittagssonne. Das Licht funkelt in den oberen Fenstern, und in der Luft liegt der schwere Geruch nach Magnolien und Salz. Der Torbogen des Vorbaus ist efeubewachsen, und eine Elster pickt an Flechten herum, die einen der Dachziegel aus Kalkstein überwuchert haben. Rauch steigt aus einem großen Schornstein, und die Blätter an der unbehauenen Lindenallee sind maigrün und werfen gesprenkelte Muster auf die Einfahrt. Noch wuchert kein Unkraut in den Lavendel- und Thymianbeeten, der Rasen ist samtweich und fällt in grünen Streifen ab. In der alten Gartenmauer finden sich keine Einschusslöcher, und die Fenster des Salons stehen weit offen, die Scheiben sind noch nicht von Granatfeuer zersplittert. Ich sehe das Haus, wie es damals war, an jenem ersten Nachmittag.

Gerade sind alle außer Sichtweite. Ich kann das Klirren der Gläser hören, die eben aufs Tablett gestellt werden; auf dem Terrassentisch steht eine Schüssel mit rosa Kamelien. Und in der Bucht tanzen die Fischerboote auf den Wellen, die Netze sind weit ausgeworfen, das Wasser schwappt ans Holz. Noch sind wir nicht evakuiert worden. Die Cottages sind noch keine Steinruinen am Strand, Haselnusssträucher und Schwarzdorn

wachsen noch nicht durch die Steinfliesen der Dorfhäuser. Wir haben Tyneford noch nicht den Gewehren, Panzern, Vögeln und Geistern überlassen.

Ich stelle fest, dass ich heutzutage mehr und mehr vergesse. Bisläng noch nichts allzu Wichtiges. Eben habe ich noch mit jemandem telefoniert, und sobald ich den Hörer aufgelegt hatte, merkte ich, dass ich schon vergessen hatte, wer es war und was er gesagt hat. Wahrscheinlich fällt es mir später wieder ein, wenn ich in der Badewanne liege. Auch andere Dinge habe ich vergessen: Die Namen der Vögel liegen mir nicht mehr auf der Zunge, und ich muss peinlicherweise auch zugeben, dass ich nicht mehr weiß, wo ich eigentlich die Narzissenzwiebeln für den Frühling eingepflanzt habe. Und doch, während die Jahre alles andere hinwegspülen, bleibt Tyneford – ein glatter Kieselstein der Erinnerung. Tyneford. Tyneford. Als könnte ich, wenn ich den Namen oft genug wiederhole, wieder dorthin zurückkehren. Diese Sommer waren lang, blau und heiß. Ich kann mich an alles erinnern, oder ich glaube es jedenfalls. Es kommt mir gar nicht so vor, als sei es sehr lange her. Ich habe jeden einzelnen Augenblick so oft in meinen Gedanken durchgespielt, dass ich auch meine Stimme dazu höre. Jetzt, da ich sie aufschreibe, erscheinen sie unveränderlich, absolut. Auf den Seiten leben wir noch einmal, jung und unwissend, und alles liegt noch vor uns.

Als ich den Brief erhielt, der mich nach Tyneford führte, wusste ich nichts von England, nur dass es mir dort nicht gefallen würde. An jenem Morgen hockte ich auf meinem gewohnten Platz neben dem Abtropfbrett in der Küche, während Hildegard, bis zu den Ellbogen mit Mehl bestäubt und eine Augenbraue schneeweiß, herumwerkelt. Ich lachte, und sie neckte mich mit dem Geschirrtuch und schnippte mir dabei die Brotrinde aus der Hand und auf den Fußboden.

«Ein bisschen weniger Brot und Butter würden dir auch nicht schaden.»

Ich machte ein böses Gesicht und schnipste Krümel auf das Linoleum. Ich wünschte, ich könnte mehr wie meine Mutter Anna sein. Die Sorgen hatten Anna noch dünner werden lassen. Bei ihrer blassen Haut wirkten ihre Augen riesig, sodass sie mehr denn je den Opernheldinnen ähnelte, die sie spielte. Anna war bereits ein Star, als sie meinen Vater heiratete – eine schwarzäugige Schönheit mit einer Stimme wie Kirschen und Schokolade. Sie hatte etwas Wahrhaftiges: Wenn sie den Mund öffnete und zu singen begann, blieb die Zeit für einen Moment stehen, und jeder hörte zu, verlor sich in ihrem Klang, ohne genau sagen zu können, ob, was man da hörte, Wirklichkeit war oder eine vollkommene Illusion. Als die Probleme anfangen, kamen nach und nach Briefe aus Venedig und Paris, von Tenören und Dirigenten. Sogar von einem Kontrabassisten. Sie hatten alle den gleichen Inhalt: *Anna, mein Liebling, verlasse Wien und komm nach Paris/London/New York, und ich werde für deine Sicherheit sorgen ...* Natürlich würde sie niemals ohne meinen Vater gehen. Oder ohne mich. Oder Margot. Ich wäre auf der Stelle abgereist, hätte meine Ballkleider gepackt (wenn ich welche gehabt hätte) und wäre geflohen, um Champagner an den Champs-Élysées zu schlürfen. Aber für mich trafen keine Briefe ein. Nicht einmal eine Nachricht von einer zweiten Violine. Also aß ich Semmeln mit Butter, während Hildegard mir kleine Stückchen Gummiband in den Rockbund nähte.

«Komm.» Hildegard dirigierte mich vom Küchentresen in die Mitte des Raums, wo ein schweres, mehlbestäubtes Buch auf dem Tisch lag. «Du musst üben. Was sollen wir machen?»

Anna hatte es in einem Antiquariat gefunden und es mir anschließend mit vor Stolz gerötetem Gesicht präsentiert.

Mrs. Beeton's *Household Management* – ein ganzes Kilo von einem Buch, das mir beibringen sollte, wie man kochte, putzte und sich anständig benahm. Dies sollte meine wenig ruhmreiche Bestimmung sein.

Während ich an meinem Zopf kaute, stupste ich den Band an, sodass er sich beim Inhaltsverzeichnis öffnete. «Allgemeine Betrachtungen über Vierbeiner ... Falsche Schildkrötensuppe ... Aalpastete.» Ich schauderte. «Hier», ich zeigte auf eine Passage unten auf der Seite. «Gans. Ich sollte wissen, wie man eine Gans brät. Ich habe behauptet, dass ich das weiß.»

Vor einem Monat war Anna mit mir zum Telegraphenamt gegangen, damit ich eine «Flüchtlingsannonce» an die Londoner *Times* kabeln konnte. Ich hatte mich über das Straßenpflaster geschleppt und nach den feuchten Blütenhaufen getreten, die überall auf dem Boden lagen.

«Ich möchte nicht nach England. Ich werde mit dir und Papa nach Amerika fahren.»

Meine Eltern hofften, nach New York fliehen zu können, wo ihnen die Metropolitan Opera bei ihren Visa helfen wollte, wenn Anna bloß singen würde.

Anna ging noch schneller. «Wirst du ja auch. Aber im Moment können wir kein amerikanisches Visum für dich bekommen.»

Mitten auf der Straße blieb sie stehen und nahm mein Gesicht zwischen ihre Hände. «Ich verspreche dir, dass ich, bevor ich auch nur einen Blick auf die Schuhe bei Bergdorf Goodman's werfe, zu einem Anwalt gehe, damit wir dich nach New York holen können.»

«Bevor du dir die Schuhe bei Bergdorf's anschaust?»

«Ich verspreche es dir.»

Anna hatte winzige Füße und war süchtig nach Schuhen.

Musik mag vielleicht ihre erste Liebe gewesen sein, aber

Schuhe waren auf jeden Fall ihre zweite. In ihrem Kleiderschrank standen von oben bis unten reihenweise elegante High Heels in Pink, Grau, Lackleder, Kalbs- und Wildleder. Sie hatte sich, um mich zu besänftigen, über sich selbst lustig gemacht.

«Bitte lass mich wenigstens einmal deine Annonce sehen», bat Anna. Bevor sie meinen Vater kennengelernt hatte, hatte Anna eine Spielzeit lang in Covent Garden gesungen, und ihr Englisch war beinahe perfekt.

«Nein.» Ich riss ihr den Zettel aus der Hand. «Wenn mein Englisch so schrecklich ist, dass ich bloß einen Platz in einer Absteige bekomme, dann ist das meine eigene Schuld.»

Anna versuchte nicht zu lachen. «Liebling, weißt du überhaupt, was eine Absteige ist?»

Natürlich hatte ich keine Ahnung, aber das konnte ich Anna nicht erzählen. Ich hatte Visionen von Flüchtlingen wie ich selbst, die abwechselnd auf dick gepolsterten Sofas in Ohnmacht fielen. Tief empört wegen ihrer Sticheleien, ließ ich Anna draußen vorm Amt stehen, während ich das Telegramm abschickte:

WIENER JÜDIN, 19, SUCHT Stelle als Hausmädchen. Spricht fließend Englisch. Ich werde Ihre Gans braten. Elise Landau. Wien 4, Dorotheergasse 30/5.

Hildegard starrte mich durchdringend an. «Elise Rosa Landau, ich habe heute Morgen zufällig keine Gans in meiner Speisekammer, such dir also bitte etwas anderes aus.»

Ich wollte gerade Papageienpastete auswählen, bloß um Hildegard zu ärgern, als Anna und Julian in die Küche kamen. Mein Vater hielt mir einen Brief hin. Julian war ein hoch-

gewachsener Mann, in seinen Socken ein Meter vierundachtzig, mit dickem schwarzen Haar, das nur an den Schläfen ein wenig grau geworden war, und Augen, die so blau wie das sommerliche Meer waren. Meine Eltern waren der Beweis, dass schöne Menschen nicht notwendigerweise auch schöne Kinder haben. Meine Mutter war von einer fragilen blonden Lieblichkeit, und Julian sah so gut aus, dass er immer seine Drahtbrille trug, um die Wirkung seiner allzu blauen Augen zu schwächen (ich habe sie mir mal aufgesetzt, als er gerade badete, und stellte fest, dass die Gläser so schwach waren, als wären sie nur Fensterglas). Dennoch hatte dieses Paar es irgendwie geschafft, mich zu bekommen. Jahrelang hatten die Großtanten gegurrt: «Wartet bloß, bis sie aufblüht! Zwölf Jahre alt, merkt euch meine Worte, und sie wird ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten sein.» Ich konnte Gesichter schneiden, aber wie meine Mutter sah ich trotzdem nicht aus. Zwölf kam und ging vorüber. Sie setzten auf sechzehn. Immer noch kein Aufblühen. Als ich neunzehn war, hatte sogar Gabriele, die optimistischste der Großtanten, die Hoffnung aufgegeben. Das Beste, was sie daraus machen konnten, war: «Sie hat ihren ganz eigenen Charme. Und einen Charakter.» Ob dieser Charakter nun gut oder schlecht war, das sagten sie nie.

Anna hielt sich hinter Julian, blinzelte und fuhr sich mit ihrer rosa Zungenspitze über die Unterlippe. Ich stand kerzengerade da, ganz konzentriert auf den Brief in Julians Hand.

«Er ist aus England», sagte er und hielt ihn mir hin.

Ich nahm ihn ihm ab und öffnete ihn demonstrativ langsam, da mir klar war, dass sie mir alle dabei zusahen, mit einem Buttermesser. Dann zog ich ein cremefarbenes Blatt Briefpapier mit Wasserzeichen heraus, faltete es auseinander und glättete es. Ich las langsam und schweigend. Die anderen

hatten einen Moment lang Geduld mit mir, dann unterbrach Julian die Stille.

«Um Gottes willen, Elise. Was steht denn da nun?»

Ich starrte ihn finster an. Damals starrte ich die Leute oft finster an. Er ignorierte mich, und ich las laut vor.

*Sehr geehrtes Fräulein Landau,
Mr. Rivers hat mich gebeten, Ihnen zu schreiben und Ihnen mitzuteilen, dass Sie die Stellung als Hausmädchen in Tyneford House antreten können, wenn Sie möchten. Er hat sich bereit erklärt, die notwendigen Unterlagen für den Visumsantrag zu unterzeichnen, vorausgesetzt, dass Sie für mindestens zwölf Monate in Tyneford bleiben. Wenn Sie die Stellung anzunehmen wünschen, schreiben Sie oder kabeln Sie bitte postwendend. Bei Ihrer Ankunft in London begeben Sie sich bitte zur Mayfair Agency in Audley St. W 1, wo man die notwendigen Vorkehrungen für Ihre Weiterreise nach Tyneford treffen wird.
Ihre sehr ergebene
Florence Ellsworth
Haushälterin, Tyneford House*

Ich ließ den Brief sinken.

«Aber zwölf Monate ist zu lang. Ich will vorher in New York sein, Papa.»

Julian und Anna wechselten einen Blick, und diesmal war sie es, die antwortete.

«Mein Goldstück, ich hoffe, du bist in sechs Monaten in New York. Aber im Moment musst du dahin gehen, wo du in Sicherheit bist.»

Julian zupfte liebevoll an meinem Zopf. «Wir können erst nach New York fahren, wenn wir wissen, dass du außer Ge-

fahr bist. Sobald wir an der Metropolitan sind, lassen wir dich nachkommen.»

«Gesangsstunden zu nehmen ist wohl zu spät für mich?»

Anna lächelte bloß. Dann war es also wahr. Ich musste fort. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nicht daran geglaubt. Ich hatte das Telegramm geschrieben, es selbst nach London geschickt, aber es war mir bloß wie ein Spiel vorgekommen. Ich wusste, dass in Wien die Dinge schlecht für uns standen. Ich hatte Geschichten über alte Frauen gehört, die man an den Haaren aus Geschäften gezerrt und gezwungen hatte, den Bürgersteig zu säubern. Frau Goldschmidt hatte man genötigt, mit ihrer Nerzstola Hundekot aus der Gosse aufzuwischen. Ich hatte zufällig mitgehört, wie sie sich bei Anna ausgeweint hatte. Sie hatte auf dem Sofa im Salon gekauert, und die Porzellantasse in ihrer Hand hatte geklirrt, als sie ihr ihr Martyrium anvertraute: «Der Witz dabei ist, dass ich diesen Pelz sowieso nie gemocht habe. Er war ein Geschenk von Hermann, und ich habe ihn bloß ihm zuliebe getragen. Er war mir viel zu warm, und die Farbe steht seiner Mutter, aber nicht mir. Er wird es nie lernen ... aber ihn auf diese Art zu ruinieren ...» Sie schien sich trotz allem mehr darüber aufzuregen, dass der Pelz ruiniert war, als dass man sie öffentlich gedemütigt hatte. Bevor sie ging, sah ich, wie Anna ihr stillschweigend einen Polarhasenschal in die Einkaufstasche stopfte.

Überall in unserer Wohnung hinterließen die schwierigen Zeiten ihre Spuren. Auf dem Fußboden im großen Wohnzimmer waren dort, wo vorher Annas Stutzflügel gestanden hatte, lauter Kratzer. Das Instrument war beinahe zweitausend Schillinge wert gewesen – ein Geschenk von einem der Dirigenten an der Scala. Eines Tages im Frühling, bevor Margot und ich geboren waren, war es eingetroffen, aber wir wussten alle, Julian gefiel es nicht, dass dieses Andenken an einen

früheren Liebhaber in seinem Wohnzimmer herumstand. Der Flügel war mittels einer Seilwinde durch ein Esszimmerfenster, dessen Glasscheibe eigens dafür entfernt werden musste, hineingeschafft worden – wie gerne hätten Margot und ich das Spektakel vom fliegenden Flügel gesehen! Manchmal, wenn Julian und Anna eine ihrer seltenen Auseinandersetzungen hatten, murmelte er: «Warum kannst du nicht eine Schachtel mit Liebesbriefen oder ein Fotoalbum haben wie jede andere Frau? Warum einen verdammt Flügel? Ein Mann sollte sich doch nicht den Zeh an der Leidenschaft seines Rivalen stoßen müssen.» Aber Anna, die sonst bei fast allen Dingen so sanftmütig reagierte, war, wenn es um Musik ging, ein Dickkopf. Sie verschränkte die Arme und stand kerzengerade da, in ihren vollen ein Meter dreiundfünfzig, und verkündete: «Der bleibt da, es sei denn, du willst zweitausend Schilling für ein neues Klavier ausgeben und noch mal das Esszimmer demolieren.» Und so blieb er – bis ich eines Tages, nachdem ich von einer fadenscheinigen Besorgung für Anna nach Hause zurückgekehrt war, feststellte, dass er nicht mehr da war. Überall im Parkettfußboden waren Dellen, und aus einer Nachbarwohnung vernahm ich das quälende Klimpern eines talentfreien Anfängers. Anna hatte ihren geliebten Flügel für einen Bruchteil seines eigentlichen Wertes an eine Frau gegenüber verkauft. Abends um sechs Uhr, wenn der von Akne heimgesuchte Sohn unserer Nachbarin zum Üben gezwungen wurde, hörten wir ein endloses Herunterleiern von Tonleitern. Ich stellte mir vor, dass der Flügel ein Klagelied anstimmen wollte, weil er so übel traktiert wurde und sich nach Annas Anschlag verzehrte, aber in Hässlichkeit erstarrte. Einst waren seine vollen, dunklen Klänge mit Annas Stimme verschmolzen, wie Sahne mit Kaffee. Nach der Verbannung des Flügels hatte Anna um sechs Uhr abends immer einen guten Grund,

um die Wohnung zu verlassen – sie hatte vergessen, Kartoffeln zu kaufen (obwohl die Speisekammer von ihnen überquoll), sie musste einen Brief zur Post bringen, sie hatte versprochen, Frau Finkelsteins Hühneraugen zu behandeln.

Trotz des verschwundenen Flügels, der ruinierten Pelze, der fehlenden Bilder an den Wänden, Margots Relegation vom Konservatorium aus rassistischen Gründen und des allmählichen Verschwindens aller jungen Dienstmädchen, sodass nur noch die alte Hildegard da blieb, hatte ich bis zu diesem Augenblick nie wirklich geglaubt, dass ich Wien verlassen müsste. Ich liebte diese Stadt. Sie war genauso Teil meiner Familie wie Anna oder die Großtanten Greta, Gerda und Gabriele. Es stimmte schon, es geschahen immer wieder seltsame Dinge, aber bis zu meinem neunzehnten Lebensjahr war mir noch nie etwas wirklich Schreckliches widerfahren, und da ich mit der Weltsicht einer unverbesserlichen Optimistin ausgestattet war, hatte ich tatsächlich geglaubt, dass alles wieder gut werden würde. Als ich jetzt in der Küche stand und Julians trauriges halbes Lächeln sah, wusste ich zum ersten Mal in meinem Leben, dass sich nicht alles zum Besten wenden würde. Österreich, Anna, die Wohnung in der Dorotheergasse mit ihren hohen Schiebefenstern, aus denen man auf Pappeln blickte, die wie rosa Feuer glühten, wenn die Sonne hinter ihnen aufging, den Ladenjungen, der jeden Dienstag kam und «Eis! Eis!» rief – all das musste ich verlassen. Die Damastvorhänge in meinem Zimmer, die ich nie zuzog, sodass ich das gelbe Leuchten der Straßenlaternen und die beiden Lichter von der Tram unten sehen konnte. Die scharlachroten Tulpen im Park im April und die wirbelnden weißen Kleider beim Opernball, die Handschuhe, die klatschten, wenn Anna sang und Julian sich mit seinem bestickten Taschentuch stolze Tränen wuschelte, mitternächtliche Eiskrem auf dem Balkon an August-

abenden, Margot und ich, die im Park auf gestreiften Badeliegen ein Sonnenbad nahmen, während wir den Trompeten der Kapelle lauschten, Margot, der das Essen anbrannte, und Robert, der lachte und sagte, das mache doch nichts, und wie wir dann stattdessen Äpfel und Toast und gegrillten Käse gegessen hatten, Anna, die mir zeigte, wie man Seidenstrümpfe anzog, ohne sie zu zerreißen, indem man Samthandschuhe anzog, und, und ...

«Und jetzt setz dich hin und trink ein bisschen Wasser.»

Anna stellte mir ein Glas hin, während Julian mir einen Holzstuhl unterschob. Selbst Hildegard sah fassungslos aus.

«Du musst fahren», sagte Anna.

«Ich weiß», sagte ich und begriff, während ich das aussprach, dass meine verwöhnte und verlängerte Kindheit nun endgültig zu Ende war. Ich starrte Anna mit dem schauernden Gefühl an, dass die Zeit wie eine Schaukel hin und her schwang. Ich merkte mir jede Einzelheit: die winzige Falte mitten auf ihrer Stirn, die immer erschien, wenn sie sich Sorgen machte, Julian neben ihr, dessen Hand auf ihrer Schulter lag, die graue Seide ihrer Bluse. Die blauen Kacheln hinterm Spülbecken. Hildegard, die das Spültuch knetete.

Jene Elise, das Mädchen, das ich damals war, würde mich als alt bezeichnen, aber sie irrt sich. Ich bin immer noch sie. Ich stehe immer noch in der Küche und habe den Brief in der Hand und beobachte die anderen – und warte – und weiß, dass sich alles verändern wird.